



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234.

Donnerstag, 7. Oktober

1926.

Frau Eltens Töchter.

(Nachdruck verboten.)

(22. Fortsetzung.)

Roman von J. Schilling v. Rastatt

Graf Holzbrück war entzückt, so entzückt wie ein Kenner, der irgendein unvermutetes, wertvolles Gemälde entdeckt. Und es war nicht nur die frische Schönheit des Mädchens, die ihn fesselte, noch vielmehr die Art ihres Plauderns, ihres Sichgebens ihm gegenüber. Bürgermeister Luzius war schweigsam bei diesem Frühstück, entgegen seiner Art.

Er hatte sich so auf das Wiedersehen gefreut, er hatte seine Reisepläne wie ein schimmerndes Panorama vor sich aufrollen wollen, und nun hatte sie für ihn so gar keine Zeit übrig. Auch gestern Abend kaum, wo er mit den übrigen Gästen eingetroffen war.

Was galt ihm diese Treibjagd, der so selten nur ein Gewehr in Händen gehabt hatte!

Einzig wegen Susi war er doch nur gekommen und um ihre Eltern zu bitten, ihrer jungen, schönheitsdurstigen Seele die Wunder einer Riviera-Reise erschließen zu dürfen.

„Bist du mir, böse, Onkel?“ fragte Susi halblaut und legte die schmale Hand auf seinen Arm.

„Dir böse?“ wiederholte er nur und sah ihr lächelnd in die leuchtenden Augen. „Du hast so wenig Zeit für mich, Suzette!“ fügte er leise und vorwurfsvoll hinzu.

Es geht doch nicht anders, Onkel, bedenke die vielen Gäste vom Vater!“ begann sie eifrig. „Aber hernach, wenn das Treiben wieder beginnt, dann gehen wir zusammen und ich führe dich an den Roten Tritt, meinen Lieblingsweg, weißt du! Da zeige ich dir dann mein neues Märchen, ich hab' es mitgebracht, ganz kurz ist es — aber es wird dir Freude machen, denk ich! Ach, und so viel hab' ich dir zu erzählen, Onkel!“ sie griff lächelnd nach dem hochstieligen Weinglas und hielt es gegen das seine. „Nicht ein einziges Mal hast du mit mir angestoßen!“

„Weil ich dir böse war, Suzette, daß du mir kein Wort und keinen Blick mehr gönnst!“

Sie wollte antworten, als ihr Vater ihr das Zeichen gab, die Tafel aufzuheben. Und wieder war sie der Mittelpunkt der lachenden Gesellschaft, der sie nach Jägerbrauch Hals- und Beinbruch wünschte.

Forstmeister Elten freute sich an seinem Liebling.

Wie reizend sie war!

Wie gewandt sie sich zu geben wußte, wie anmutig sie die Abschiedsgrüße entgegennahm.

Dann war das kleine Zimmer leer und Susi und Bürgermeister Luzius traten als die Letzten aus der Haustür.

Sie winkte dem Kutscher und gab ihm Befehl, bis zu den drei Eichen voranzufahren und dort zu warten. Dann hing sie sich an Bürgermeister Luzius' Arm und folgte der Jagdgeellschaft den breiten Hauptweg hinab.

Und wieder rief ein kurzes Halali zum Sammeln. Die einzelnen Schützen wurden an ihre Plätze verteilt.

Noch immer kämpfte die Sonne mit den Nebelschwaden, die in weißgrauem Dunst die ganze östliche Waldseite umsäumten und langsam vorrückten.

Susi war an einem schmalen Pfadweg stehen geblieben.

„Hier müssen wir durch, Onkel! Wir schneiden da ein ganzes Stück ab, weißt du! Der Weg führt direkt an den Faulen Dolgen, eine herrliche Waldpartie! Der Dolgen war früher ein See, vor Urzeiten, heut ist er ein Sumpf, der unpassierbar ist. Wer tiefer hineingerät, ist verloren, sagt man. Man muß sich immer auf dem schmalen Weg am Ufer halten, ich kenne dort jeden Stein, jeden Baum. Traumhaft schön ist's!“

Sie ging vor ihm mit ihrem leichten Schritt, im Plaudern ihm das Profil zuwendend, dort einen Zweig brechend, der den Weg versperrte, hier einen Stein mutwillig vor sich herschleudernd.

Ferner und ferner verklang das Halali, die rufenden Stimmen, der Wald mit seiner Kirchenstille hatte sie aufgenommen.

„Wir bekommen ein zeitiges Frühjahr, schau, hier die Erika, ganz kurz steht sie diesmal! Und die Buche gibt schon ihr Laub, da sieh!“ ihre Hand streifte über das braune Blattwerk, das knisternd in ihrer Hand zerbrach.

„O, wie ich mich auf den Frühling freue, so wie noch nie! Das macht wohl, weil ich so glücklich heut bin, so wunschlos glücklich!“

„Und die wunderschöne Reise, die deiner wartet, Suzette! Denk nur, wenn du mit eigenen Augen das alles sehen wirst, was ich dir nur im Bild zeigen konnte!“ Sie nickte ihm lächelnd zu.

Der schmale Weg öffnete sich jetzt auf eine große Pflanzung, auf eine braungraue, baumlose Fläche, von Winzen und Köhricht umwuchert.

Eine seltsame Ode und Traurigkeit lastete auf diesem Stück Erde, eine geheimnisvolle Schwermut, die sich unwillkürlich aus dem großen Schweigen heraus auch dem Beschauer mitteilte.

„Der Faulen Dolgen!“ sagte Susi halblaut. „Der Schrecken meiner Kindertage! Alle bösen Zauberer meiner Märchenbücher hatten hier ihren Wohnsitz, sie wohnten mit den Hexen im schlammigen Grund des Moores. Und doch solltest du einmal zum Frühling hier sein, zum Schnepfenstich, Onkel! Wenn die Natur so langsam erwacht! Wenn die Weidenkätzchen ihren silbrigen Flaum entfalten und ein hellgrüner Schimmer den Sumpf überzieht! Wenn drüben am Hang die Weiden lügen aus dem faulen Laub, wenn ein Knospen und Sprießen ist allüberall, an Baum und Strauch und der Mond wie eine goldene Scheibe am hellen Himmel steht! Und dies Warten dann, dies atemlose, bis sie im Zickzackflug herankommen ... o herrlich ist das!“

Er nickte versonnen.

Er hörte so gern zu, wenn sie begeistert sprach, wenn ihre weiche Stimme so ausdrucksvoll wiedergab, was in ihr sang und klang.

Sie sah alles so voll feiner Beobachtung, alle Schönheiten, die die Natur für denjenigen aufrollt, der Verstehen und Verständnis ihr entgegenbringt. Und wieder drängte sich's ihm auf, daß dies Mädchen selbst eine Seele hatte, die einem kostbaren Kunstwerk glich. Der Nebel hatte sich gelichtet, ein Stückchen blauer Himmel

lugte aus den grauen Nebelwolken, mit heiserem Geschrei stob ein Krähen Schwarm dahin.

„Vater hat gutes Jagdwetter! Und du versäumst das alles um meinetwillen!“ sie lachte leise auf. „Aber drüben am Roten Tritt entschädige ich dich, da lese ich dir mein Märchen vor — für dich allein erdichtet! Nun halte dich hinter mir 10 Schritt, ein wenig gefährlich ist der Weg, weist du, aber nur bis wir die Tannenschonung dort drüben erreicht haben, da hört das Sumpfland schon auf.“

Leicht und grazios schritt sie ihm voran auf dem schmalen Pfad, den das Heidekraut überwucherte. Hart neben ihm stand das Moorwasser in trüben, braunen Lachen, Wildenten strichen mit schwerfälligem Flug über das Röhricht.

Sie hatten die Tannenschonung jetzt erreicht und schritten nun nebeneinander den vergrasteten Weg hinab. Von fern herüber hallte das Rufen und Schreien der Treiber, die Jagd hatte begonnen. Vor ihnen auf der Waldlichtung lag jetzt der Sonnenschein in blendendem Glanz.

„Siehst du dort die alte Jagdanzel, Onkel? — Da müssen wir hinauf, man hat dort einen herrlichen Ausblick.“

Manfred Luzius schüttelte bedenklich den Kopf, elend wadelig erschien ihm die schmale Holzstiege, die nach oben führte. Aber schon war Susi leichtfüßig hinaufgeeilt und winkte ihm lachend, ihr zu folgen.

Jögernd betrat er die morschen Stufen, die unter seinem Gewicht erzitterten. Er achtete es nicht, im Anblick des reizenden Mädchen Gesichtes versunken, das lächelnd sich ihm entgegenneigte. Und da geschah das Furchtbare!

Eine der Holzplatten der Leitertreppe zerbrach unter seinem Fuß, er stürzte zwischen die Gerüstpfiler, die die Ranzel trugen, und im Fall entlud sich die Jagdflinte, die er am Lederriemen über der Schulter trug.

Hatte sich durch den Fall die Sicherung gelodert, er wußte es nicht. Er hörte nur mit Entsetzen einen hellen, scharfen Schrei, dem ein dumpfer Fall folgte, und als er sich mühsam aufrichtete, suchte er vergeblich Susis schlante Gestalt, die dort oben am Geländer gelehnt.

„Susi!“ er rief es heiser, verzweifelt, wieder und wieder. Die Flinte abwerfend, stomm er die morsche Leiter von neuem empor, vorsichtig und langsam sich am Geländer hochziehend.

Und tief atmend stand er jetzt oben, wo die schlante Mädchengestalt regungslos hinter der hölzernen Schutzwand lag.

„Susi! Susi!“ Er kniete neben ihr nieder und hob ihren Kopf in seinen Arm.

Aber die Lider mit den langen seidigen Wimpern hoben sich nicht. Mit der linken Hand griff er nach der Feldflasche und rieb ihr mit dem starken Kognal Stirn und Schläfe, er goß ein paar Tropfen davon über ihre leicht geöffneten Lippen und langsam, langsam schlug sie jetzt die Augen auf.

Es war ein Etwas in diesen Augen, was ihn erbeben machte ins innerste Herz hinein.

„Susi — — — Liebling! Sprich, hast du Schmerzen — — — o sprich!“

„Jetzt nicht mehr, nur vorhin — — — aber dennoch — — — ich weiß es — — — zu Tode getroffen — — —“

„Eine kleine Ohnmacht — — — Susi — — — weiter nichts — — — weiter nichts!“ er sprach die Worte so flehend, so zärtlich, daß ein mattes Lächeln ihren Mund umbebt.

„Ich weiß es — — — ich weiß es — — —! Und ich fürchte mich nicht — — — gar nicht, glaub' es mir!“ — — — sagte sie leise.

„Susi! Wie furchtbar quälst du mich!“ Er hob ihren Kopf höher, daß er beinahe an seinem Herzen lag. Und wieder traf ihn ihr seltsamer Blick.

Kollte dort drüben den Weg entlang nicht ein Wagen? Oder täuschte ihn nur sein eigen Blut, das in raschen Herzschlägen ihm fast den Atem benahm?

Er löste den Mantel von seinen Schultern und bettete ihr Köpfchen darauf, dann rief er laut und anhaltend um Hilfe in den stillen Wald.

(Schluß folgt.)

Schiffeltreiben nach der Basenschlacht.

Zu Ende ist wieder einmal die fröhliche Basenschlacht. Reich ist die Strede, aber reich ist sie auch an unheimlichen Handlungen. Der Jagdherr hatte bei Beginn auf derartige, immer wieder vorkommende Verfehlungen hingewiesen und zur Erlebung mit unnachlässigen Strafen gedroht und doch sind wieder einmal mancherlei jagdliche Sünden zu verzeichnen. Einer jener Schützen, der trotz einer Unmenge Patronen, die er verknallte, der Erlösa versagt blieb, schob, als er sich unbeachtet glaubte, einen Krumpfen im Lager. Da vom Kopfe des armen Lampe nur noch ein Felsen Fell und ein Köffel übrig blieb, kam die Unfat heraus und er wurde für eine Vierteltonne alkoholischen Bitterwasser notiert. Ein anderer schiefwütiger Herr schob noch in den Kessel, trotzdem das Signal „Treiber rein“ schon gegeben war. Er wurde rücksichtslos für die zweite Vierteltonne voranmerkt. Ebenso mußte es sich einer der jüngeren Schützen gefallen lassen, daß er nach allgemeinem Urteil zu einer Lage Kognal verurteilt wurde, weil er, ohne Böses zu ahnen, über die gefegte Strede hinweggefliegen war.

Das letzte Treiben, das wieder in der Nähe des Dorfes stattfindet, ist vorbei. Ein halbes Duzend Schützen glaubte dabei entbehrlich zu sein und hat sich ohne Abmeldung bei der Jagdleitung nach dem Dorfruf begeben, wo man im gutdurchwärmten Tanssaale den edlen Männerstat vom Morgen fortsetzt. Strafe muß auch dafür sein, deshalb bestimmt der Jagdherr, daß diese Deserteure von den nach der Abendmahlzeit ausgegebenen Biermarken nur fünfzig Prozent erhalten. Diese diktatorische, ungeahnte Verfügung wird vorläufig mit Stillschweigen hingenommen. Nachdem die geschossenen Hasen untergebracht und die Treiber abgelohnt sind, gruppieren sich die Schützen und Ehrentreiber in fröhlicher Laune an die gedeckten Tische, an denen bald der vom Jagdherrn gespendeten einfachkräftigen Mahlzeit mit gesundem Appetit zugesprochen wird. Die schäumenden Gläser werden von neuem gefüllt, dann erhebt sich der Jagdherr, dankt seinen Gästen für ihre treue Mittheilung, gibt die Strede bekannt und läßt seine launige Rede in ein dreifaches „Horrido“ auf das edle deutsche Weidwerk ausklingen, in das die Männer nach besten Kräften einstimmen. Eine aelsehe Ehrung erfährt der schnell ermittelte Jäger, der die meisten Hasen zur Strede brachte und dafür zum „Basenkönig“ proklamiert wird. Hier folgen dem ausgebrachten „Horrido“ noch die üblichen drei Salutschüsse, welche von der ganzen Tischgesellschaft, die sich wieder erhoben hat, dergestalt hervorgebracht werden, daß nach Kommando „eins, zwei, drei“ jedesmal auf „drei“ mit den derben Jagdstiefeln auf den Fußboden gestampft wird, daß die Fensterscheiben klirren. Und wenn das nicht gleich richtig klappt, wird so lange geübt, bis es zum allgemeinen Gaudium eben geht. — „Majestät“ hat sich erhoben, und als endlich Ruhe eingetreten ist, spricht er zu seinen Untertanen, rügt alles, was heute vorgekommen ist und mit Weidgerechtigkeit im Widerspruch steht, verurteilt die wegen ihrer begangenen Untaten vorgemerkten Sünder zu sofortigem Strafantritt und verspricht im übrigen, während seiner Regierung ein möglichst mildes Regiment zu führen. Sein dreifaches „Horrido“ — mit den üblichen drei Salutschüssen — gilt dem Jagdherrn. — Dann hat sich einer von den Brädebergern, die das letzte Treiben geschwänzt haben, zum Worte gemeldet. Nachdem er einige Male mit einer kurzen Pfeife auf die Tischplatte geklopft hat, hebt er mit starker Stimme, die bis in die äußersten Winkel des Saales dringt, zu sprechen an: „Meine Herren! Wir sind gewissermaßen als Streifende an den Pranger gestellt und dafür bestraft. Die von mir bei der Jagdleitung vorgebrachten Gründe für unser Tun sind nicht anerkannt. Wir haben uns deshalb zu einer Fraktion sammeltgeschlossen und erheben hiermit schärfsten Protest gegen eine derart rigorose Maßnahme, wie sie gegen uns angewandt worden ist. Die hohe Regierung, die heute sicher noch einige Gesetzesvorlagen durchbringen will, mag es sich überlegen, ob sie uns weiter als Oppositionspartei sehen will oder nicht. Im übrigen möchte ich aber im Plenum dieser Tagung — richtiger Nächtigung — den ganzen Vorfall nochmals erörtern wissen und fordere hiermit den Fraktionsgenossen Herrn W. zur Berichterstattung auf!“ W. erhebt sich, räuspert sich vernehmlich, sieht sich still im Kreise ringsum und erklärt dann nach berühmten Mustern: „Ich kann mich auf nichts mehr bestimmen!“ Darauf allgemeines lachendes Hallo. Und als sich der fröhliche Spektakel endlich gelegt hat, steht der Fraktionsführer wieder aufrecht, bezeichnet eine solche Handlungsweise für eine Niedertracht und erklärt unter noch größerer Heiterkeit die junge Fraktion für aufgelöst.

Und dann erklingen auf einmal die ersten Akkorde des

alten Jägerlieben: „Ich laß' den Dirsch“ durchs Totat. Alle stimmen ein. Man singt nicht aut, doch singt man laut —, aber straff aufgeredete Gestalten und blanke Augen geben Zeugnis davon, daß auch die Schützen der älteren Gemeister noch ein aut Teil der Liebe in sich tragen, die ihnen einst ins wilde Jägerblut schlug.

Die letzte Strorbe ist verklungen, und aus dem Saal-hintergrunde naht eine kleine Gruppe mit strammem Gleichschritt der Tafelrunde. Voran einer der älteren Jäger mit hoher Stirn, der in der Rechten einen Besen trägt, an dessen Stielende ein Tannenbüsch angebunden ist, hinterher folgen zwei jüngere Schützen mit geschultertem Gewehr. „Halt! — Gewehr ab!“ — ertönt das kurze, knappe Kommando des ersten durch den Raum. Und dann, als sein scharfes Auge den blutfrischen Anfänger entdeckt hat, der heute zum erstenmal an einer Treibjagd teilnahm, muß dieser, aufgefördert, vortreten. „Herr Sch.“, beginnt der ergraute Weidgenosse, „Sie haben heute zum erstenmal in Gesellschaft weidgerechter Männer die hohe Jagd ausüben dürfen. Ich hoffe, daß Sie die Ehre zu schätzen wissen! — Von Seiner Majestät dem Kaiser ist mir in Anbetracht Ihrer guten Führung und der schon annehmbaren Leistung während der heutigen Treibjagd der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, Sie zum Jäger zu schlagen! Bevor ich das tue, richte ich an Sie die Frage: „Wollen Sie stets so das edle deutsche Weidwerk ausüben, daß Sie vor Gott und den Menschen bestehen können, stets weidmännisch jagen, wie sich's gebört, und nicht nur Jäger, sondern zu Ruh und Frommen unseres Wildes auch stets Jeger sein, dann antworten Sie „ja!“ Und nachdem laut und vernehmlich ein ehrliches „Ja“ von den Lippen des neuen Nimrodes gekommen ist, fährt der alte Jäger fort: „Ich rufe alle Weidgenossen für das eben gegebene Gelübde als Zeugen an!“ — Dann ertönt von ihm das Kommando: „Das Gewehr über! — Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ Und während dieser Ehrenbezeuung hat der in die Jägerjungst Aufgenommene erst zweimal über den Besenstiel zu springen und dann erhält er, nachdem er „Rumpf vorwärts beugt“ gemacht hat, seine drei vorchriftsmäßigen Jagdhebe über das Kreuz. Die Kommission ist wieder abmarschiert, und dem jungen Weidmann wird sein erstes dreifaches Horrido — wieder mit den üblichen drei Salutsschüssen — ausgebracht. Davon ist er derart gerührt, daß er die geleerten Gläser der ganzen Korona auf seine Kosten füllen läßt. Ein ungefähres gleiches Schicksal widerfährt einem der Jagdinteressenten, der als Ehrentreiber teilgenommen hat. Man schlägt ihn zum „Oberehrentreiber“, er bekommt auch für das Versprechen, stets für reichliche Nahrung des Wildes in der Flur zu sorgen und dieses nach Kräften schützen zu helfen, ein dreifaches Horrido — aber bei ihm werben die „üblichen“ fortgelassen.

Und plötzlich loden aus einer Ecke die schmeichelnden Stimmen einer Geige und des etwas verstimmten Klaviers durch die tabakgeschwängerte Luft. Wo auf einmal solch nette Vertreterinnen der bosden Weiblichkeit herkamen, ist nicht zu sagen, aber Tatsache ist, sie sind da, und lange dauert es nicht, dann haben sich Paare gebildet, die sich fröhlich im Kreise drehen.

Am Schantisch aber stehen die Trink- und Wetterfesten und singen, nicht etwa mit trockenen Kehlen, das Lied: „Wenn das so weiter geht, ein ganzes Jahr —“ Gewiß ist es idealer, dem Fasten und Treiben der Großstadt entrückt, mit der Büchse in der Faust mutterseelenallein im hohen Tannenforst oder durch den heimlichstillen Buchenwald zu pürschen — aber schön kann oftmals auch eine „Salenklacht“ sein, und noch schöner manchmal sogar das nachfolgende „Schüsseltreiben“.

Auf hoher See.

Von Walter v. Kummel.

Ganz still ist es hoch oben auf dem Sonnendeck. Selten nur, daß aus der Tiefe des Schiffes ein verlорener Laut heraufdringt. Weit und frei geht der Blick über endlose Wasserfläche. Wie im Traum, still und stetig, stolz und ruhig, gleitet das Schiff über glatte Flut. Nur manchmal rauscht eine leichte Silberwelle blinkend an seinem Bug empor.

Auf hoher See! Wen einmal dies Wort in Bann geschlagen, der wird seinen Zauber nicht mehr brechen. Auch wenn ihn das Schicksal vom Meere fern hält, die Sehnsucht danach bleibt immer in ihm leben. Warum man es so sehr lieben kann, das Meer? . . . Vielleicht, weil es ganz wie die Menschenseele ist. Heute noch atmet es in tiefen, langsamen Zügen, still und voll Frieden, es schläft wohl gar. Morgen schon wallt es empor, hat aller Ruhe und allen Friedens vergessen, rauscht dahin, rauscht dorthin, zieht und wandert, weiß nicht, was es will und soll. Und dann be-

ahnt es zu toben und zu jähren, so hoch, wild und toll, wie es nur kann, möchte empor zu Sonne und Sternen, bis es wieder zurücksinken muß, müde geworden, matt und schid-salsergeben, ganz wie die Menschenseele, die da von Freude zu Leid, von Schmerz zu Lust wandert, ein ewiger Abasver, immer suchend und nimmer findend, immer getrieben und nimmer treibend, immer ganz anders und nie sich gleich.

Auf hoher See! Es ist etwas Wunderbares, Geheimnisvolles von dieses Wort. Unsere Sehnsucht, die in den engen Straßen der großen, grauen Städte sich müde gegangen hat, will mit weitausgebreiteten, rubigen Schwingen hinausfliegen zu gewaltigen Fernen, in Unendlichkeiten und Ewigkeiten hinein, möchte gleich der schneeweißen Möve, die über dem Schiffe durch blauen Himmel zieht, in das tiefe Schweigen, die große Stille des Meeres hinauszufliegen, dort Ruhe zu finden und Rast zu halten. Der Mensch ladet sich selbst zu Gaste bei sich, einzutreten in sein Inneres. Für eine heilige Feiertunde steht das rubelose Radwert seines Lebens still. Rückwärts blickt er und sieht auch vorwärts, als ob er auf einem hohen Berge stünde und mit einem Lächeln über das schon bezungene Leben hinwegschaute. Rückwärts blickt er, zurück bis in die ersten Tage der Kindheit, sieht mit mildem, veröhntem Auge sein eigen Leid und Lust, als ob es fremdes wäre, schwere und frohe Stunden, sieht Freund und Feind, sieht alles; und alles ohne Groll und Born, ohne Bangen und Bitterkeit. Vorwärts sieht er in die Zukunft, zu fernsten Tagen, bis an das Ende. Und das große All, das ihn schützend mit treuem Mutterarm rings einhüllt, redet zu ihm mit deutlich verständlicher Stimme, singt ihm bald ein leises, wiegenheimliches Lied von Menschlichkeit und Menschenschwäche, jauchzt in lauten Akkorden ihm die Offenbarung von ewiger Unsterblichkeit der Welt, des allerkleinsten Stäubchens im All.

Auf hoher See! Jährelang könnte man so dahinfahren. Es ist mir ordentlich leid, als endlich eines Morgens im Westen Land gesichtet wird. Wie eine kurze Stunde dünkt mich die ganze lange Fahrt. Ich sehe genauer um mich. Richtig, man wird nun bald am Ziele sein. Ganz südlich schon alles: das Meer glatt wie ein Spiegel und von einer tief ultramarinblauen Farbe. Rotes Goldstrahl schwimmt darin herum, schlante, blinkende Fische spritzen wie blinkende Silbertropfen darüber hinweg und des Nachts leuchten im weißen Kielwasser feurig sprühende Funken auf. Windverwehte, kleine, bunte Vögel hüpfen unruhig und ängstlich auf dem Boobisdeck umher, hülsen, einen Unterschlupf suchend, in das Tauwerk hinein. Wir sind der Sonne näher gekommen, die Sterne sind heller und leuchtender geworden, deutlicher als in der Heimat sieht man die dunkelsternen Berge im toten Mond. In wenig Stunden werde ich auf heißem Tropenboden stehen. Aber trotz all der Wunder, die ich dort leben werde, einzig schön bleiben immer in meiner Erinnerung stehen die Wochen, die ich verlebte habe: Auf hoher See!

Das große Format.

Eine Fabel von Albert Reinde.

„Ich bin der größte und wichtigste Vogel weit und breit“, schnatterte die Gans und matschelte in der Morgensonne spazieren.

„Daß ich nicht lache“, rief der Star, „seit wann bist du denn wichtig, du dumme Gans?“

„Ich bin von großem Format“, sagte die Gans beleidigt, „lege große Eier und habe auch einen großen Schnabel.“

„Ja, einen großen Schnabel hast du allerdings“, bestätigte der Star, „aber was du schnatterst, ist ohne Sinn und Verstand.“

„Auf den Verstand kommt es heutzutage gar nicht an“, erwiderte die Gans, „nur auf den großen Schnabel. Wer ihn am meisten aufreißt, steht überall obenan. Ich sage dir ja, das große Format ist Trumf.“

„Dumme Gans“, schrie der Starmad, „aroh sein tut es nicht allein. Ich bin nur ein kleiner Vogel und habe keinen großen Schnabel. Mein Lied aber entzückt jedermann. Das ist eben eine Kunst!“

„Kunst, hababab!“ lachte die Gans, „wer gibt heute noch etwas auf Kunst? Die Kunst geht beitein, lieber Freund. Meine großen Eier sind begehrter. Wir leben in einer großen Zeit!“

„Erbildung ist auch eine Bildung“, entgegnete der Star. „Gegen deine Dummheit ist nicht aufzukommen.“

„Meine Dummheit“, schrie die Gans empört, „fällt bei dem heutigen geistigen Tiefstand gar nicht mehr auf. Ich bin, wie gesagt, beliebt wegen meines großen Formats.“

„Ja das bist du in der Tat“, rief der Fuchs, der sich leise herangekriecht hatte. Er krabbelte mit Behagen auf den großen Schnabel und ließ er liegen.

Technische Rundschau.

Von Ernst Trebesius.

Elektrische Lokomotiven mit eigener Kraftzentrale. — Das Diesel-Auto. — Veredelung des Gußeisens.

Bei der Elektrifizierung der Eisenbahn geht man bekanntlich in der Weise vor, daß den Lokomotiven der zum Antrieb der Motoren erforderliche Strom von einem Großkraftwerk aus mittels einer oberirdischen Drahtleitung zugeführt wird. Diese Art der Elektrifizierung hat neben mancherlei Vorzügen auch einige Nachteile, da die Anlage der Stromzuführungsleitungen hohe Bau- und Instandhaltungskosten verursacht. Sodann führen die langen Leitungen infolge ihres Widerstandes zu beträchtlichen Stromverlusten. Hinzukommt, daß bei Unterbrechung der Leitung an irgend einer Stelle die ganze Strecke lahmgelegt wird. In dem Bestreben, diese Nachteile nach Möglichkeit auszuschalten, hat man deshalb schon vor drei Jahrzehnten den Versuch unternommen, die elektrische Lokomotive unabhängig von einer Kraftstation zu machen. Neuerdings sind diese Ideen von der Gesellschaft für elektrische Lokomotiven in Paris wieder aufgenommen worden. Es wurden zwei Lokomotiven hergestellt, die bei 120 Tonnen Dienstgewicht 1360 PS. enthalten sollen. Das Fahrgestell der Lokomotiven besteht aus zwei Wagen mit je vier Achsen. Auf dem hintern Wagen ruht der Dampfkessel, auf dem vorderen die Dampfmaschine mit den direkt gekuppelten Stromerzeugern. Die Dynamos geben den erzeugten Strom an acht Elektromotoren ab, von denen je einer eine Achse mittels Zahnräderübertragung antreibt. Obwohl durch die zweimalige Umwandlung der aus der Kohle gewonnenen Energie ein Verlust von 12 v. H. entsteht, soll die elektrische Lokomotive bei gleicher Kohlenmenge die doppelte Leistung erzielen wie eine gewöhnliche Dampflokomotive. Ob sich diese neuartige Lokomotivkonstruktion einbürgern wird, muß die Zukunft lehren.

Während sich der Dieselmotor als Kraftmaschine in Elektrizitätswerken, Fabriken und in der Schifffahrt immer weitere Gebiete erobern konnte, wollte es bis in die jüngste Zeit nicht gelingen, ihn auch zum Antrieb von Kraftwagen zu verwenden. Die Versuche in dieser Richtung scheiterten zumeist daran, daß der Dieselmotor eine umfangreiche Hilfsapparatur benötigt, die für den Kraftwagenbetrieb zu schwer und auch zu empfindlich ist. Beim Arbeiten wird vom Kolben des Dieselmotors Luft in den Zylinder eingesaugt und auf etwa 32 Atm. zusammengepreßt, wobei sich die Luft auf rund 550 Grad Celsius erhitzt. In diese heiße, zusammengepreßte Luft wird von außen mittels Druckluft der Brennstoff (Schweröl) eingeblasen und im Zylinder fein verstäubt. Das Brennstoff-Luftgemisch entzündet sich bald nach Beginn des Einblasens infolge der im Zylinder herrschenden Hitze von selbst und treibt den Kolben vor sich her. Die zur Erzeugung der Hochdruckluft erforderliche mehrstufige Luftpumpe mit ihren Zwischenführern, Ventilen, Rohrleitungen und Luftbehältern erschwert die Verwendung des Dieselmotors für den Kraftwagenbetrieb ganz außerordentlich. Erst in dem vereinfachten, kompressorlosen Rohlmotor wurde ein geeigneter Motor für Autos gefunden, dem nach Ausschaltung leicht noch vorhandener kleiner Mängel sogar die Zukunft nicht nur im Kraftwagen-, sondern auch im Luftverkehr gehören dürfte. Schon jetzt kann eine süddeutsche Fabrik nach jahrelangen Versuchen mit einem Kraftfahrzeug-Rohlmotor vor die Öffentlichkeit treten, der bei den verschiedensten Belastungen vom Leerlauf bis zu starker Überbelastung den Brennstoff gleich gut verbrennt, ein Anwerfen des Motors in kaltem Zustand mittels der Hand oder elektrischen Anlassers ermöglicht, und bei großer Geschwindigkeit ein gutes Ansugvermögen schon bei niedrigen Umdrehungszahlen gewährleistet. Mit Einführung des Dieselmotors erfahren natürlich die Brennstoffkosten eines Autos eine sehr wesentliche Ermäßigung, da 1 Kilogramm Schweröl nur 11—15 Pf., 1 Kilogramm Leichtbrennstoff hingegen 40—50 Pf. kostet. Zudem beträgt die Ausnutzung der Brennstoffe in den besten Vergasermotoren nur bis 28 v. H., während der Rohlmotor seinen Brennstoff bis zu 36 v. H. ausnützt, von der Feuergefährlichkeit des Benzins ganz zu schweigen.

Da das Verlangen nach immer größerer Wirtschaftlichkeit aller industriellen Herstellungsverfahren auch ständig steigende

Anforderungen an alle Maschinen und Konstruktionsteile stellt, so sind die Fachleute dauernd bestrebt, auch die Werkstoffe immer mehr zu veredeln, um den erhöhten Ansprüchen in bezug auf Festigkeit ohne Vergrößerung der Abmessungen genügen zu können. So konnte der Stahl in den letzten zwei Jahrzehnten ganz bedeutend veredelt werden, und auch die Güte des Gußeisens ist in den Nachkriegsjahren durch bessere chemische und thermische Methoden so gesteigert worden, daß der Konstrukteur seinen heutigen Berechnungen eine Zerreißfestigkeit von 35 Kilogramm/Quadratmillimeter zugrunde legen kann. Zu den verschiedenen Verfahren der Gußeisenveredelung auf chemischem und thermischem Wege hat sich jetzt ein neues Verfahren gesellt, das von Dr. Dehne in Rostock ausgearbeitet wurde und die Veredelung durch Schütteln und Rütteln des flüssigen Gußeisens in einem Vorbehälter zu Wege bringt. Durch das Rütteln und Schütteln wird das im Gußeisen vorhandene Graphit und der Schwefel weit feiner verteilt, und damit die Festigkeit des Eisens ganz wesentlich gesteigert. Auch in der Metallgießerei und im Stahlwerk verbessert die mechanische Methode des Rüttelns eine sehr beachtenswerte Veredelung des Materials, die gegenüber der chemischen und thermischen Veredelung den Vorzug größerer Wirtschaftlichkeit aufweist.

Neue Methoden in der Holzgewinnung.

Die Frage der raschen und sachgemäßen Entziehung der Feuchtigkeit aus dem geschlagenen und getrockneten Holz, die lange unbefriedigend gelöst war (Trocknen an der Luft ist zu zeitraubend und nicht immer möglich), hat in den letzten Jahren den Anstoß zu verschiedenen Erfindungen gegeben, die sich alle mit dem Sammelbegriff „Vakuumsystem“ andeuten lassen. In Schweden mit seiner reichen Holzindustrie wurden diese Methoden zuerst zur Anwendung gebracht. Eine schwedische Zeitschrift bringt eine Beschreibung des Systems Friberg, das besonders gute Erfolge aufzuweisen hat. Das Trocknen geschieht hierbei mit Hilfe eines Zylinders, der das feuchte Holz durch eine Öffnung, die luftdicht verschlossen werden kann, aufnimmt. Frisch und feucht von der Säge gekommenes Holz ist nach einer Trocknung von 35 Stunden verhandfertig. Das Holz wird sehr gründlich getrocknet und erfährt dabei eine völlige Veränderung, so daß es, durch und durch trocken, nachher sofort verarbeitet werden kann. Risse, die die Qualität des Holzes so stark benachteiligen, entstehen nicht; auch zieht sich das Holz nicht so leicht wie beim Trocknen an der Luft. Der Prozeß vollzieht sich so, daß abwechselnd heißer Dampf in den Kessel strömt und dann wieder ein Vakuum geschaffen wird, wobei alle im Holz befindliche Feuchtigkeit verdunstet. Je nach der Holzsorte dauert diese Bearbeitung 24 bis 48 Stunden. Am schnellsten verarbeitungsfähig ist Birkenholz; für Tannenholz ist anderthalb, für Eichen doppelt so viel Zeit notwendig. Daß nach dieser Methode wirklich gutes Holz erzielt wird, geht daraus hervor, daß Partettfabriken von Westruf das System in Anwendung bringen; bekanntlich sind die Anforderungen, die an Partett gestellt werden, ganz besonders hoch. — Bisher mußte das geschlagene und gekante Holz etwa ein Jahr lang lagern, ehe es verhandfertig war. Die hierdurch entstehenden Unkosten sind nicht für alle Betriebe gleich hoch; das Endergebnis ist jedoch, daß sie um ein Mehrfaches die Kosten der Holztrocknung nach dem Vakuumsystem übersteigen, wozu sich dann noch der Vorteil besserer Qualität gesellt.

Das europäische Straßennetz.

Nach einer kürzlich veröffentlichten Tabelle, die die Straßlänge auf den Quadratkilometer bezieht, entfallen auf je 1 Quadratkilometer Fläche in: England 1.174 Meter, Frankreich 1.088 Meter, Böhmen 711 Meter, Italien 705 Meter, Deutschland 552 Meter, Schweden 137 Meter, Finnland 116 Meter, Polen 103 Meter, Norwegen 100 Meter, Spanien 88 Meter und Rußland 5 Meter Straßlänge. Eine zweite Tabelle zeigt die Straßlänge in Beziehung zur Bevölkerungszahl. Es entfallen an Straßlänge auf 1000 Einwohner: in Frankreich 14.460 Meter, Finnland 13.330 Meter, Norwegen 11.850 Meter, Schweden 10.400 Meter, England 8040 Meter, Böhmen 5547 Meter, Deutschland 4000 Meter, Italien 3900 Meter, Spanien 2230 Meter, Polen 1490 und Rußland 210 Meter.